

objektives Merkmal des wertend definierten Gegenstandes, sondern nur noch eine subjektive Zutat zum Gegenstand der Beurteilung. Moore schlägt daher Definitionen von «g.» vor, die sich an den gegebenen moralischen ↑Empfindungen (↑Intuitionen) anlehnen.<sup>21</sup> Der Beurteilungsgrund für «g.» und «schlecht» wird damit vollständig aus dem Bereich des Objektiven herausgenommen und in das urteilende Subjekt verlagert.

Moore's These von der undefinierbarkeit des G. an sich hat in den ethischen Theorien des 20. Jh. zu unterschiedlichen Konsequenzen geführt. Während der traditionelle ↑Utilitarismus an einer eindeutigen Bestimmung des G. als des Nützlichen festhielt, wandten sich moderne Vertreter der Wertphilosophie (↑Werte; ↑Phänomenologie) unterschiedlichen Bestimmungen des G. zu. Da jeder Wertmaßstab nach dem Modell der Idee des G. ein positives Kriterium in sich selbst enthält, konnte in dieser Theorieschule an einer einheitlichen Bestimmung des G. nicht mehr festgehalten werden.<sup>22</sup> Noch stärker verfiel der ehemalige Konsens über eine Inhaltsbestimmung des B. Traditionelle Versionen, nach denen das B. als verursachendes Prinzip von übermenschlichen Wesen stammt oder aus der Tiefe des Menschen entspringt, sind in den moderneren, rational argumentierenden Wissenschaften als Versuche zur Dämonisierung enthüllt worden. Freud hielt die Maßstäbe des G. und B. lediglich für internalisierte Prinzipien, die mit der Über-Ich-Bildung im Menschen sich erst heteronom festsetzen.

Über den Geltungsbereich einer jeweiligen philosophischen oder ideologischen Richtung hinaus gibt es allerdings keine allgemein verbindlichen Maßstäbe für b., wie auch nicht für g. Die am weitesten formalisierten ↑Handlungstheorien, welche Qualitätsmaßstäbe zum Kriterium des Erfolgs einer Handlung anlegen (↑Entscheidungs-/↑Spieltheorien), gehen von dem anthropologischen Faktum aus, daß Handlungen von Menschen immer optimiert werden. Maßnahmen zur Optimierung von Handlungsstrategien enthalten aber nichts anderes als den Maßstab g. in jeweils komparativer Form.<sup>23</sup> Der beste Zustand ist danach immer das zu erstrebende Optimum. Auch moderne, formale («ideale») Varianten des Utilitarismus im 20. Jh.<sup>24</sup> unterlegen jedem Handeln das bloß formale Kriterium der Optimalität anstelle inhaltlich bestimmter (traditioneller) Maßstäbe wie «Glück», «Nützlichkeit» oder «Freude». So kommt es, daß es zwar umfangreiche mathematische Modelle gibt, welche die Verbesserung und Optimierung von Handlungserfolgen berechenbar machen, dagegen nur wenige theoretische Bestimmungen darüber, was inhaltlich als das Op-

timium zu verstehen ist.

Aristoteles, 1972, Die Nikomachische Ethik, übers. u. hg. v. O. Gigon, München. – Butler, J., 1970, Butler's Fifteen Sermons preached at the Rolls Chapel and A Dissertation on Virtue, London. – Fichte, J.G., 1962, Die Bestimmung des Menschen. In: Ders., WW, Bd. III, hg. v. F. Medicus, Darmstadt. – Hegel, G.W.F., 1830, Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften (Enz.), Berlin. – Kant, I., 1788, Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. In: WW in 6 Bde., hg. v. W. Weischedel, Bd. IV, Darmstadt. – Kant, I., 1793, Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft (RGV), ebd., Bd. IV. – Kant, I., 1788, Kritik der praktischen Vernunft (KpV), ebd., Bd. IV. – Kierkegaard, S., 1960, Der Begriff Angst (B.A.). In: Ders., WW I, hg. v. L. Richter, Reinbek. – Kuhn, H., 1962, Das Sein und das Gute. In: HbPhG, Bd. II, München. – Kutschera, F. v., 1982, Grundlagen der Ethik, Berlin/NY. – Moore, G.E., 1970, Principia Ethica (PE), Stuttgart. – Nietzsche, F., 1887, Zur Genealogie der Moral. Eine Streitschrift (GM), Leipzig. In: SW (KSA), Bd. V. – Pfürner, St., 1988, Ethik in der griech. Antike. In: Ders. u.a., Ethik in der europäischen Geschichte I, Stuttgart/Berlin/Köln. – Pieper, A., 1985, Das Gute. In: E. Martens u.a., Philosophie. Ein Grundkurs, Reinbek. – Platon, 1958, Der Staat, Stuttgart. – Reiner, H., 1974, Gut/das Gute/das Gut. In: HWbPh, Bd. III, Basel. – Sartre, J.-P., 1983, Cahiers pour une morale, Paris. – Seneca, 1965, Briefe an Lucilius, Bd. 2, Reinbek. – Smart, J.J.C., 1967, Utilitarismus. In: Edwards, P. (Hg.), Encycl. of Philos., New York/London. – Spaemann, R., 1974, Gut/höchstes Gut. In: HWbPh, Bd. III, Basel.

<sup>1</sup> Vgl. dazu: Kuhn 1962, 657-677; Reiner 1974, 937-976; Spaemann 1974, 937-976; Pieper 1985, 262ff.; ferner Pfürner 1988, 43ff. – <sup>2</sup> Nietzsche, GM, Erste Abh. «Gut u. Böse», «Gut und Schlecht.» – <sup>3</sup> Vgl. Seneca 1965, Bd. 2. – <sup>4</sup> Kant, GMS, A 1. – <sup>5</sup> Ebd., A 3. – <sup>6</sup> Ebd., A 38. – <sup>7</sup> Kant, KpV A 101. – <sup>8</sup> Kant, RGV, 1. u. 2. Stück. – <sup>9</sup> Ebd. zuerst: A 5f. – <sup>10</sup> Ebd. A 63. – <sup>11</sup> Ebd. A 39f. – <sup>12</sup> Ebd. A 4. – <sup>13</sup> Kant RGV, A 7-13. – <sup>14</sup> Ebd., Anm. zu A 9. – <sup>15</sup> Fichte 1962, 403. – <sup>16</sup> Hegel, Enz. (1830), § 508. – <sup>17</sup> Ebd. § 512. – <sup>18</sup> Kierkegaard 1960, 109; ähnl. 112. – <sup>19</sup> Moore, PE, Dt. Ausg. 1970, 3; vgl. auch: Ebd., 228. – <sup>20</sup> Vgl. Butler 1970. – <sup>21</sup> Moore PE, Dt. Ausg., 294-297. – <sup>22</sup> Vgl. Sartre 1983. – <sup>23</sup> Zur Normlogik von Wertbegriffen vgl. Kutschera 1982, 10-28. – <sup>24</sup> Zum Begriff «dealer Utilitarismus» vgl. Smart 1967.

Arnim Regenbogen

**Handlung/Handlungstheorie – 1. Zu den Begriffen.** Eine Handlung (H.) ist ein Verhalten einer Person, das 1. durch eine H.absicht (s.u.) dieser Person und 2. (anschließend) vermittelt über einen mit großer Zuverlässigkeit die Korrespondenz von ↑Absicht und Tat sichernden (handlungsgenerierenden) Mechanismus innerhalb der Person und 3. nicht noch über weitere Stationen vermittelt verursacht wurde.

Dieser auch in der Philosophie verwendete H.begriff ist sehr leicht von den anderen beiden, hier irrelevanten H.begriffen zu unterscheiden:  $H_2 = \text{Vorgang, Geschehen}$ : H. des Dramas;  $H_3 = \text{Geschäft, kaufmännisches Unternehmen}$ : Eisenwarenhandlung. Zu großen Verwirrungen hat jedoch geführt, daß «H.» früher (z.B. bei Kant) und lat. «actus» sowie Abkömmlinge davon, z.B. engl. «act» (im Gegensatz zum von lat. «actio» stammende engl. «action»), auch heute noch außerdem so viel wie «Ereignis» bedeuten bzw. bedeutet haben; so ist beispielsweise ein «mental act» einfach ein mentales Ereignis und nicht schon eine mentale H. Eine daraus resultierende Verwirrung ist etwa: Weil die Entstehung einer H.absicht selbst eine H. (im Sinne von Ereignis) sei, müsse sie nach der obigen Definition (die jedoch «H.» definiert) selbst wiederum durch eine H.absicht verursacht sein; dies führe zu einem infiniten Regreß; deshalb könne die obige Definition nicht richtig sein. Glücklicherweise ist die diesem Fehlschluß zugrundeliegende Doppeldeutigkeit im Dt. mit dem Verschwinden von «H.» beseitigt. Einhellige Meinung unter philosophischen H.theoretikern ist, daß H.en über ein bloßes Verhalten hinausgehen. Äußerlich gleiches Verhalten kann einmal ein bloßes Verhalten, das andere Mal ein Handeln sein. So unterscheiden wir sehr scharf zwischen dem Fall, daß jemand einen anderen verletzt oder tötet dadurch, daß er versehentlich einen Stein ins Rollen bringt, und dem Fall, daß er solch ein «Versehen» absichtlich inszeniert. Umstritten und eine zentrale Frage der philosophischen Handlungstheorie (HTH.) ist jedoch, was genau die Differentia specifica von H.en gegenüber Verhalten ausmacht (s.u. 3; 4; 7).

## 2. Aufgaben der philosophischen Handlungstheorie

Es gibt eine Fülle von nach ihren Zielen zu unterscheidenden HTH.<sup>1</sup> Sie unterscheiden sich danach, welche Arten von Thesen über H.en sie aufstellen und begründen wollen: (1) *Empirische* HTH., z.B. in Psychologie, Physiologie, Soziologie, Ökonomie, machen deskriptive Aussagen darüber, welche Eigenschaften H.en tatsächlich haben. (2) *Normbeschreibende* HTH., vor allem der Jurisprudenz, setzen auseinander, welche H.begriffe in Normensystemen verwendet werden. (3) *Rationale* HTH., in der Philosophie oder Ökonomie, schlagen vor, wie man vernünftigerweise, klugerweise handeln soll. (4) *Normative* HTH., vor allem die Ethik, schlagen vor oder setzen fest, welche H.en in sozialer Hinsicht richtig, insbes. geboten sind.

Die Aufgaben dessen, was in der Philosophie oh-

ne Zusatz «HTH.» (engl.: «philosophy of action») genannt wird, werden innerhalb dieser Theorie wenig diskutiert. Verbreitet ist die Annahme, es gehe nur darum, die Bedeutung zentraler handlungstheoretischer Ausdrücke wie «H.» und «Absicht» zu klären.<sup>2</sup> Diese Annahme ist wenig plausibel: Wenn man diese Annahme so versteht, daß die alltagsprachliche Bedeutung solcher Ausdrücke geklärt werden soll, dann geht der Unterschied zur linguistischen Lexikographie verloren, aber auch der theoretische Anspruch, philosophisch wesentliche Eigenschaften von H.en zu klären. Wenn man jene Annahme hingegen so versteht, daß die philosophisch wichtigen Begriffe «H.» etc. definiert werden sollen, dann ist dies zwar auch richtig, aber eine Unterbestimmung: Begriffsdefinitionen sind nur sinnvoll innerhalb von Theorien; diese Theorien werden aber in der Aufgabenbestimmung nicht genannt. Tatsächlich werden die besseren Definitionen in der philosophischen HTH. mit Blick auf sonstige in der Praktischen Philosophie wesentliche Probleme entwickelt: Welche Strukturen an menschlichen H.en ermöglichen Freiheit und ↑Verantwortung, ↑Rationalität und Moralität? Und besagte Definitionen versuchen – mehr oder weniger intuitiv –, solche wesentlichen Strukturen einzufangen. Denn die Hauptaufgabe der philosophischen HTH. innerhalb der Praktischen Philosophie ist, anderen Disziplinen, vor allem der rationalen und normativen HTH., zuzuarbeiten, ihnen die grundlegenden Informationen über ihren Gegenstand zu liefern, die sie benötigen, um ihre rationalen und normativen Aufgaben erfüllen zu können. Eine rationale HTH. etwa, die nicht über die empirischen Entscheidungsmechanismen informiert ist, wird einerseits zwangsläufig gewisse Rationalisierungsmöglichkeiten vernachlässigen, andererseits irrelevante und nicht realisierbare Vorschläge machen. Eine ↑Ethik, die nicht über empirische Entscheidungsmechanismen informiert ist, wird zwangsläufig utopische oder praktisch irrelevante Forderungen erheben. Dadurch besteht eine *handlungstheoretische Dependenz* der Rationalitätstheorie und Ethik: Eine Rationalitätstheorie oder Ethik ist immer höchstens so gut wie die ihr zugrundeliegende (empirische) HTH. Dies ist der Hauptgrund für die Existenz der philosophischen empirischen HTH.<sup>3</sup> Problematisch sind H., Absichtsdefinitionen etc. jedoch nicht nur, wenn sie das für Theorien von Freiheit, Verantwortung etc. Wesentliche nicht erfassen, sondern auch, wenn sie an den empirischen Gegebenheiten vorbeigehen: z.B. «H.» so definieren, daß alle H.en rational sind (wodurch die Orientierungsfunktion des Rationalitätsbe-

griffs verlorenginge) oder daß Menschen nie handeln oder nie moralisch handeln könnten oder daß schon einfache Automaten handeln könnten. Intuitiv versucht deshalb wenigstens ein Teil der philosophischen H.theoretiker, in den begrifflichen Festlegungen solche empirischen Gegebenheiten zu berücksichtigen. In offener und kontrollierter Form geht dies aber nur, wenn die philosophische HTh. selbst gezielt empirische Gesetzmäßigkeiten von H.en thematisiert. Sie muß dazu keine Experimente anstellen, sondern kann aus anderen empirischen HTh. Gesetze zusammenstellen und zu solchen neuen Gesetzhypothesen und Theorien synthetisieren, in denen die empirischen (handlungstheoretischen) Grundlagen der anderen genannten Disziplinen der Praktischen Philosophie geklärt und die o.g. Fragen (welche empirisch vorhandenen Strukturen ermöglichen Freiheit? etc.) beantwortet werden. Weitere Fragen sind etwa: Wie funktionieren Entscheidungen? Welche Einflüsse haben Kognitionen auf Entscheidungen? Welche intrinsischen Motive haben Menschen? Wie entwickeln sich solche Motive ggf.? Wesentliche Stücke solcher Theorien bleiben selbstverständlich die Definitionen von «H.» etc., die allerdings empirisch informiert und mit Blick auf das von anderen Theorien als wertvoll Ausgezeichnete entwickelt werden müssen.<sup>4</sup> So verstanden ist auch die philosophische HTh. (ohne Zusatz) eine empirische HTh.

### 3. Handlungen und Kausalität

Die eingangs formulierte H.definition ist *intentional kausalistisch*: Bei H.en wird das ↑Verhalten durch eine (meistens entsprechende) ↑Absicht (oder wie früher gesagt wurde: ein Wollen, eine Volition, einen Willensakt) verursacht. Diese intentional kausalistische Konzeption erfaßt etwas für Menschen Wertvolles an H.en: die H.freiheit, daß nämlich mittels H.en unser Inneres, das wir als den Kern unserer ↑Person ansehen, die Umgebung steuert – schließlich wieder mit Rückwirkungen auf unser Inneres. H.en verleihen also dem Kern der Person eine qualifizierte Macht. Diese wertvolle Eigenschaft von H.en wurde schon früh erkannt. Und der intentionale Kausalismus ist die mit Abstand verbreitetste philosophische H.konzeption. H.definitionen, die nicht intentional kausalistisch sind (s.u. 4), entstanden im wesentlichen erst in diesem Jh. Der Hauptstreit in der Tradition betraf erst die Entstehung der Absicht: Ist sie ebenfalls verursacht (Absichts-Determinismus) oder kausal indeterminiert (Absichts-Indeterminismus, Voluntarismus)? Einige Einwände gegen die Existenz oder die Rolle von Absichten haben in der zweiten Hälfte

des 20. Jh. zu H.konzeptionen geführt, die nicht intentional kausalistisch sind. (1) Der erste Einwand ist der behavioristische Zweifel an der Existenz mentaler Zustände überhaupt (mit seinen aktuellen Nachfolgern: dem Funktionalismus und Eliminativismus). Dies ist ein müßiger und kein spezifisch handlungstheoretischer Einwand. (2) Weniger radikal: Nicht jeder H. gehe eine Absicht voraus, z.B. automatischen oder spontanen H.en nicht. Auf diesen Einwand wird unten (s.u. 6) noch eingegangen werden. (3) Der letzte Einwand betrifft nicht die Existenz, sondern die kausale Potenz von Absichten: Das intentional kausalistische H.konzept setze psychophysische Gesetze und damit den Interaktionismus voraus, daß mentale Zustände physische (genauer: physiologische) verursachen könnten; dieser sei aber wegen der Abgeschlossenheit der physischen Gesetze obsolet – Physiologen haben physiologische Ereignisse immer noch gut physisch erklären können; es gab keine Erklärungslöcher, die nur mental hätten gestopft werden können.

Auf diesen, durchaus berechtigten, Einwand gibt es zwei Hauptantworten: (i) Die *Identitätstheorie* behauptet die Identität von mentalen mit physischen, speziell physiologischen Zuständen.<sup>5</sup> Diese Position setzt eine äußerst problematische ↑Ontologie von Ereignissen voraus (s.u.) und verschiebt das Erklärungsproblem nur: Wie «schaffen» (wenn es schon kein Verursachen ist) physische Zustände es, daß sie auch mental «aussehen» und sind? (ii) Der *Epiphänomenalismus* besagt, daß die kausale Wirkung nur in einer Richtung verläuft: Physiologische Zustände könnten mentale verursachen, aber nicht umgekehrt. Die Kausalbeziehung in der H.definition muß dann zur Quasi-Kausalbeziehung oder kausalen Korrelation uminterpretiert werden: Die den Absichten zugrundeliegenden Gehirnzustände seien sowohl Ursachen der Absichten als auch der Tätigkeit. Selbst wenn H.gesetze über die Beziehungen zwischen Absichten und Tätigkeiten also keine echten Kausalgesetze seien, so würden solche H.gesetze doch als gröbere Gesetze für psychologische und philosophische Zwecke benötigt, weil sie Auskunft über die Verknüpfung zwischen uns unmittelbar zugänglichen Ereignissen gäben.<sup>6</sup>

### 4. Nichtkausalistische Handlungskonzepte

Die wichtigsten zeitgenössischen H.konzepte, die nicht intentional kausalistisch sind, sind (1) der Intentionalismus, (2) die Theorie der handlungsinternen Absichten, (3) der neue Volitionismus und (4) die Theorie des unmittelbaren H.wissens. (1) Der *Intentionalismus* vertritt, im Anschluß an den späten Wittgenstein, eine Zwei-Sprachen-

Theorie der H.: Wenn wir etwas als «H.» charakterisierten, schrieben wir diesem Ereignis nicht eine bestimmte Ursache, nämlich die Absicht, zu, sondern wir beschrieben dieses Ereignis in einer intentionalen Sprache. Verhalten sei ein Handeln, gdw. das Verhalten in irgendeiner Weise intentional sei. Diese ↑Intentionalität könne unmittelbar beobachtet und müsse nicht erst erschlossen werden.<sup>7</sup> Das Grundproblem dieses Ansatzes ist, daß er nicht im entferntesten hat klarmachen können, worin denn Intentionalität nun bestehen soll, wenn nicht in dem Sachverhalt, daß das Ereignis durch eine Absicht verursacht wurde.

(2) Ein weiteres, zum intentionalen Kausalismus alternatives H.konzept ist Searles *Theorie der handlungsinternen Absichten*<sup>8</sup>: Als Lösung des Problems, daß vielen H.en keine Absicht vorauszugehen scheint, nimmt Searle an, daß es handlungsinterne Absichten gebe, die nicht vor der H. gebildet würden, sondern in der H. lägen<sup>9</sup>, diese H. aber auch verursachten.<sup>10</sup> Die Konzeption ist widersprüchlich (z.B.: der H. nicht vorausgehen, sie aber doch verursachen), und es wird nicht klar, was eine «handlungsinterne Absicht» sein soll. Wenn diese «Absichten» nicht der H. vorausgehen und mindestens teilweise dem Bewußtsein nicht zugänglich sein sollen, dann können sie nicht die Bedeutung haben, die wir normalerweise mit Absichten verbinden. Es bleibt dann aber auch unklar, warum ein Verhalten, das nur durch diese «Absichten» ausgezeichnet ist, noch eine H. sein soll.

(3) In jüngerer Zeit sind eine Reihe von HTh. entstanden, die als «neue Volitionstheorien» bezeichnet wurden<sup>11</sup> und denen gemeinsam ist, daß sie nicht Absichten, sondern andere mentale Ereignisse als die H.verursacher ansehen (oder solche mentalen Ereignisse gar mit der H. gleichsetzen): Volitionen oder H.versuche – die häufig für identisch erklärt werden.<sup>12</sup> Ebenfalls gemeinsam ist all diesen Ansätzen, daß «Volitionen» und «H.versuche» sehr unorthodox und unklar definiert werden, so daß sie auf vieles referieren können: H.versuche, Absichten, kinästhetische H.erlebnisse, ein Kontrollbewußtsein beim Handeln; z.T. sind sie schlicht extensionslos. Abgesehen von dieser Unklarheit, besteht deshalb zwischen solchen neuen Volitionstheorien und dem intentionalen Kausalismus zu einem gewissen Teil nur ein verbaler Gegensatz<sup>13</sup>; zu einem anderen Teil bestehen allerdings echte Gegensätze, die aufzulesen hier zu weit führen würde.

(4) Eine Reihe von H.konzepten geben als *Differentia specifica* von H.en an, daß wir von ihnen ein unmittelbares Wissen, ein Kontrollbewußtsein o.ä. hätten.<sup>14</sup> Bewußtheit ist jedoch nicht hin-

reichend für H.en; wir niesen z.B. auch oft bewußt, ohne daß dies eine H. wäre. Auch ein *Kontrollbewußtsein* ist nicht hinreichend, weil es auf Täuschungen beruhen kann. (Manche Schizophrenen glauben, sie könnten die Sonne aufgehen machen.) Bewußtsein und Kontrollbewußtsein sind auch nicht notwendig; denn wir führen viele H.en unbewußt aus und können uns auch nachher nicht an sie erinnern (habe ich die Herdplatte abgestellt?).

Allen (echten) Gegenentwürfen zum intentionalen Kausalismus ist eines gemeinsam, daß in ihnen das vom intentionalen Kausalismus betonte zentrale praktische Moment von H.en nicht enthalten ist: die interne Steuerung der Umwelt durch den Kern der Person. Sie können deshalb alle nicht erklären, was die von ihnen konzipierten H.en eigentlich wertvoller macht als bloßes Verhalten.

### 5. Ontologie von Handlungen

In der HTh. gibt es drei – logisch voneinander unabhängige – ontologische Probleme, welche Arten von Entitäten H.en eigentlich sind: (1) Das erste betrifft die (Beschreibungs-)Feinheit, (2) das zweite die kausale Ausdehnung, (3) das dritte die (hierarchisch bedingte) zeitliche Ausdehnung von H.en.

#### 5.1 Die Feinheit von Handlungen

Wenn ein Mann wissentlich vergiftetes Wasser in eine Zisterne pumpt, indem er 1. seinen Arm bewegt, 2. die Pumpe betätigt, 3. dadurch die Zisterne füllt und 4. dadurch die Hausbewohner vergiftet –, führt er dann eine oder vier (oder mehr) H.en aus?<sup>15</sup> Nach der *grobkörnigen Position* sind H.en (*Davidsonsche Ereignisse*)<sup>16</sup>; in dem Beispiel wird gemäß dieser Position nur eine H. ausgeführt, die aber unterschiedlich beschrieben wird. Nach der *feinkörnigen Position* sind H.en spezielle Sachverhalte, nämlich Sachverhalte des Ereignistyps<sup>17</sup>; in dem Beispiel werden dann mindestens vier H.en ausgeführt, die aber miteinander zusammenhängen, und zwar – je nach Theorie – durch eine Beziehung der H.- oder Ebenengenerierung<sup>18</sup> oder durch eine Beziehung der erklärenden Zuordnung.<sup>19</sup> Den-Arm-Auf-und-Abbewegen und Die-Pumpe-Betätigen stehen etwa über eine kausale Beziehung in Verbindung: «Die Pumpe betätigen» heißt (ungefähr): etwas (x) tun, das zur Folge hat, daß die Pumpe zu pumpen beginnt; dies ist eine Existenzquantifikation über Bewegungen; das x ist dabei identisch mit dem Auf-und-Abbewegen des Armes. Sachverhalte, die derartige besondere Beziehungen zueinander haben, kann man als zu demsel-

ben *Sachverhaltsbündel* gehörig oder als *bündelgleich* ansehen.<sup>20</sup> Keine Bündelgleichheit besteht allerdings zwischen mentalen Sachverhalten *m* und ihnen zugrundeliegenden physischen Sachverhalten *p*; denn zwischen solchen Sachverhalten ist eine für das Konzept der Bündelgleichheit erforderliche eindeutige Beziehung auch nicht annähernd zu definieren. Ist ein bestimmter Sachverhalt eine *H.*, so sind auch alle bündelgleichen Sachverhalte *H.en*. Man braucht dann einen Sachverhalt als Ausgangspunkt, von dem es abhängt, ob die bündelgleichen Sachverhalte *H.en* sind; dies ist die *Basishandlung*.<sup>21</sup> Die Vertreter der grobkörnigen Position haben bislang die «Davidsonschen Ereignisse» nicht zirkelfrei definieren können. (Eine zirkuläre Definition ist etwa: Davidsonsche Ereignisse *x* und *y* seien identisch, wenn sie dieselben Ursachen und Wirkungen hätten.<sup>22</sup>) Auch die Abgrenzung dieser Ereignisse bleibt bislang nebulös; ontologisch sind sie überflüssig; zudem verkomplizieren sie die Ausdrucksweise.

### 5.2 Kausale Ausdehnung von Handlungen

In kausaler und zeitlicher Reihenfolge kann man bei Bewegungshandlungen folgende Phasen unterscheiden: 1. Überlegungs-, Deliberationsprozeß, 2. Entschluß (Volition, *H.absicht*), 3. neuronale Bearbeitung des (physiologischen Pendantes des) Entschlusses (a. Erstellung eines Bewegungsprogramms, b. Erstellung von Ausführungsbefehlen, c. Efferenzen zum Muskel), 4. Muskelkontraktion(en), 5. Bewegung eines Effektororgans, 6. (u.a. kinästhetisches) Feedback (und Nachsteuerung der Bewegung), 7. diverse effektorexterne, insbes. körperexterne Folgen (der Pumpenschwengel bewegt sich, Wasser wird angesaugt ...). Was von all dem ist die *H.*? Die Standardposition ist: Die Bewegung des Effektororgans (5) sei die *H.*<sup>23</sup> Diese Position kann zum einen zwischen der *H.* und ihren Folgen unterscheiden; zum anderen fordert sie von *H.en* eine zumindest minimale Effektivität, d.h. daß *H.en* wenigstens den Zustand der Effektoren verändern sollen; schließlich wird sie der Tatsache gerecht, daß *H.en* der Inhalt von Absichten sind, daß wir aber etwas Absichtsexternes beabsichtigen. Keine der Alternativen – etwa daß der Entschluß (2)<sup>24</sup>, Entschluß und Effektoraktivität (2 und 5)<sup>25</sup> oder die Verursachungsbeziehung zwischen Entschluß und Effektoraktivität (Verursachung von 5 durch 2)<sup>26</sup> die *H.* sei – erfüllt alle diese Bedingungen.

### 5.3 Die (hierarchisch bedingte) zeitliche Ausdehnung von Handlungen

Kleinere *H.en* können durch übergeordnete Ab-

sichten zu größeren *H.en* zusammengefaßt werden. Eine schon recht große *H.* ist z.B., mit dem Auto von Osnabrück nach Bremen zu fahren; eine darin enthaltene, auf einem Detailentschluß beruhende *H.* ist etwa, vor dem Ausschieren auf die linke Spur den heranbrausenden BMW abzuwarten. Es gibt also unterschiedlich große *H.en*: Detail- oder elementare *H.en* und aus ihnen zusammengesetzte Gesamthandlungen sehr unterschiedlicher Größe. Die größten *H.en* sind ganze Lebenswerke. Für die Zusammenfassung zu einer Gesamthandlung ist die koordinierende Absicht entscheidend und nicht die zeitliche Kontinuität; das Schreiben eines Buches etwa wird vielfach unterbrochen sein durch Mahlzeiten, Freizeiten etc. Die Idee der Zusammenfügung von Detail- zu Gesamtheorien ist prinzipiell unumstritten; präzise Definitionen bereiten aber einige technische Schwierigkeiten – und werden selten versucht.<sup>27</sup>

### 6. Handlungsphänomenologie – Die Vielfalt der Handlungen

Standardbeispiele für *H.en* in der philosophischen und psychologischen *HTH.* sind: Jemand hebt seinen Arm; jemand nimmt eine Lotterie mit bestimmten Bedingungen an. Solche Beispiele verstellen den Blick für die Vielfalt und damit auch für die Probleme bei der begrifflichen Erfassung von *H.en*. Dem sei hier durch einige Informationen über das weite Spektrum von *H.en* abgeholfen.

In den beiden gerade angeführten Beispielen werden die *H.en* durch eine *aktuelle Absicht* ausgelöst, d.h. eine Absicht, jetzt sofort etwas Bestimmtes zu tun. (Der Gegenbegriff zu «aktuelle Absicht» ist «*Vornahme*» oder «*Vorsatz*»; eine *Vornahme* oder ein *Vorsatz* ist also eine Absicht, zu einem jenseits des nächsten Momentes liegenden künftigen Zeitpunkt etwas Bestimmtes zu tun.) Es gibt jedoch auch Tätigkeitsdispositionen, die als strukturierende Ursachen zusammen mit einfachen Reizen als auslösenden Ursachen (also ohne aktuelle Absichten) Tätigkeiten verursachen. Zu solchen Tätigkeitsdispositionen gehören (1) Reflexe, (2) Habitualisierungen und (3) Feinvornahmen.

(1) *Reflexe*: Ziemlich komplexe Reflexe sind etwa der Atmungsreflex, der Hustenreflex oder nozifensive (schadenabwehrende) Flexorreflex, durch den wir bei einem schmerzhaften Reiz an einer Extremität diese noch vor der Schmerz-wahrnehmung anziehen. Solche Reflexe laufen ab, meist ohne daß wir überhaupt von ihnen Notiz nehmen.<sup>28</sup> Sie sind so geschaltet, daß der Reflexbogen nicht über das Groß- oder Kleinhirn

läuft; der Reflexbogen des Flexorreflexes ist z.B. im Rückenmark organisiert. Deshalb werden Reflexe auch nicht zu den *H.en* gerechnet. Allerdings können viele komplexe Reflexe, insbes. auch die drei genannten, zentral, willentlich kontrolliert, abgeschwächt oder verstärkt werden: An den Neuronen des Reflexbogens setzen auch effektore Nervenbahnen an, die ihren Ursprung im Großhirn haben.<sup>29</sup> Die Abschwächung oder Unterdrückung oder Verstärkung des Reflexes ist dann eine *H.*

(2) *Habitualisierungen*: Tätigkeiten, die bei Erwachsenen normalerweise auf Habitualisierung beruhen, sind etwa: Wir weichen einem fallenden Gegenstand aus; vertreiben ein Insekt von unserer Haut; sagen «Danke!», wenn uns jemand eine kleine Aufmerksamkeit erweist; korrigieren die Körperhaltung, wenn die bisherige Position zu un bequem wird; ergreifen und schütteln eine hingestreckte Hand zum Gruß; heben beim Gehen angesichts kleiner Hindernisse den Fuß etwas höher. Habitualisierungen entstehen so, daß in einer Situation vom Typ *L* immer wieder, zunächst bewußt beabsichtigt, eine *H.* eines bestimmten Typs *A* vollzogen wird und sich bewährt. Nach und nach wird in der Situation *L* dann automatisch die Reaktion *A* ausgeführt – wenn sie nicht bewußt unterdrückt wird. Solche habitualisierten Reaktionen können durch externe Reize ausgelöst werden, aber auch durch Resultate eigener *H.en*; sie können also innerhalb von fortlaufenden *H.en* eingreifen und zu sehr komplexen Einheiten verknüpft sein, wenn etwa das Ergebnis der einen habitualisierten Reaktion gleich der Auslöser für die nächste ist – z.B. beim Gehen. Habitualisierte Reaktionen werden ohne aktuelle (singuläre) Absicht ausgelöst. Manche Habitualisierungen beruhen jedoch auf generellen Absichten, in einer Situation *L* immer *A* tun zu wollen. Die aus ihnen erwachsenden Reaktionen sind also gleichwohl durch entsprechende Absichten, auch diese Tat auszuführen, verursacht und deshalb gemäß der Definition *H.en*. Viele Habitualisierungen sind aber naturwüchsig entstanden: Es gibt keine (bewußte) *generelle* Absicht, sondern nur viele gleichartige *singuläre* Absichten, daß sich der Handelnde in Situationen vom Typ *L* entschieden hat, *A* zu tun, was zum Einschleifen der entsprechenden Reaktionsweise geführt hat. Für die nach der Automatisierung ausgeführten Tätigkeiten hat es also nie eine entsprechende Absicht gegeben. Andererseits wäre es nicht zu einer Habitualisierung gekommen, wenn der Handelnde entgegenlaufende Absichten gehabt hätte; außerdem verfügte er wohl über Wünsche auch nach den nicht mehr einzeln beabsichtigten

Tätigkeiten. Insofern kann man in solchen Fällen eine *implizite* generelle Absicht zu der allgemeinen Reaktionsweise annehmen. Wegen der nach der Habitualisierung völligen physiologischen Gleichheit zu den durch explizite generelle Absichten entstandenen Habitualisierungen (nach der Habitualisierung wird diese explizite generelle Absicht häufig sogar vergessen; sie ist noch wirkmächtig, ohne selbst weiterzubestehen) und sonst drohenden Abgrenzungsschwierigkeiten sollte man auch solche impliziten Absichten als Absichten anerkennen und damit die auf naturwüchsigen Habitualisierungen beruhenden Tätigkeiten zu den *H.en* rechnen.<sup>30</sup>

(3) *Feinvornahmen*: Feinabsichten, insbes. Feinvornahmen, sind solche Absichten, bei denen der beabsichtigte Tätigkeitstyp inhaltlich so weit spezifiziert ist, daß die weitere Parameterspezifizierung der *H.* vom Ausführungssystem automatisch vorgenommen werden kann; der Gegenbegriff dazu ist «*Grobabsicht*». Eine Feinvornahme ist etwa die des Sprinters, beim Pistolenschuß loszusprinten. Feinabsichten können Tätigkeiten so weit bahnen, daß zu ihrer Auslösung keine aktuelle Absicht mehr gebildet werden muß, ja sogar ohne daß die Vorbedingung als erfüllt beurteilt oder bewußt wahrgenommen werden muß; schon die unbewußte Wahrnehmung des Signals kann die Tätigkeit auslösen. So läuft ein guter Sprinter schon 50-100 ms nach dem Pistolenschuß los, während sich ein Bewußtsein des Schusses erst 300 ms nach dem Reiz einstellt.<sup>31</sup> (Das Loslaufen wird übrigens noch später wahrgenommen, so daß der Sprinter den Eindruck hat, er hätte erst den Pistolenschuß gehört und sei dann losgelaufen.) Solche Tätigkeiten sind nach der Definition *H.en*, auch wenn sie nicht durch eine Absicht ausgelöst werden.

Idealtypische *H.en* werden durch aktuelle Absichten ausgelöst. Aber auch durch aktuelle Absichten ausgelöste *H.en* bilden vor allem infolge sehr unterschiedlicher Absichten ein weites Spektrum. Absichten können spontan gefällt werden oder auf mehr oder weniger ausführlichen praktischen Überlegungen beruhen, sog. *Deliberationen*. Der Inhalt von Deliberationsprozessen ist: zu verschiedenen möglichen *H.en* die Vor- und Nachteile (gemessen an den Wünschen), wie sie sich aus der jeweiligen Situation ergeben würden, abzuwägen und die *H.* mit der besten Bilanz zu ermitteln. Nach den üblichen entscheidungstheoretischen Modellen geschieht in einer idealtypischen Deliberation folgendes: (1) Aufgrund seines *H.wissens* kennt der Handelnde *H.möglichkeiten*, von denen er aber nur bestimmte betrachtet. (2) Aus der Annahme, daß er eine bestimmte

Alternative ausführt, aus Situationsinformationen und aus seinem Wissen über kausale und konventionelle Beziehungen schließt der Handelnde auf Folgen der potentiellen H.en. (3) Diese Folgen bewertet er aufgrund seiner Wünsche. (4) Diese Einzelbewertungen werden zu Gesamtbewertungen der H.en integriert. (5) Die H. mit der besten Gesamtbewertung wird ermittelt, als zu tuende ausgezeichnet und damit beabsichtigt.

Komplexere Deliberationen unterscheiden sich von diesem Idealtyp dadurch, daß erst neue, komplexe Alternativen konstruiert werden. In einfacheren Deliberationen wird hingegen die Zahl der betrachteten Alternativen und die Zahl der berücksichtigten Folgen mehr oder weniger radikal reduziert bis zu einem Minimum, bei dem nur noch eine Alternative zum Status quo und eine Folge dieser Alternative betrachtet werden – während eines im Stehen geführten Telefonats fällt einem beispielsweise auf, daß man sich auch hinsetzen könnte, was bequemer wäre, und setzt sich. Dies kann man als Aristotelischen praktischen Schluß rekonstruieren; solche praktischen Schlüsse stellen also das primitive Ende im Spektrum der Deliberationen dar. Einfache Deliberationen können auch unbewußt durchgeführt werden und erst bei gezielter Nachfrage bewußt werden; auch die aus ihnen resultierenden Absichten können dabei vorbewußt bleiben. Selbst die einfachsten Formen der Deliberation zielen auf dasselbe Wissen wie eine ideale Deliberation, nämlich welche mögliche H. den höchsten Gesamtwert hat. Nur wird die Ermittlung dieser H. immer überschlägiger und das Fehlerrisiko damit größer. Der Gewinn der Vereinfachung ist selbstverständlich die Zeitersparnis. Der Grenzfall einer Absichtsbildung ist, daß die Meinung über den höchsten Gesamtwert spontan, ohne Deliberation gebildet wird. – Deliberationen weichen vom Idealtyp häufig auch dadurch ab, daß die Reihenfolge der Deliberationsschritte geändert wird. Der wichtigste Fall ist, daß schon vor oder zu Beginn der Deliberation ein *Ziel* festgelegt wird, d.h., eine bestimmte (in der Regel positiv bewertete) Hauptfolge, zu der dann die beste Realisierungsmöglichkeit, das beste Mittel, gesucht wird.

Absichten sind immer subjektive Festlegungen auf ein Handeln; aber es können sehr unterschiedlich präzise und mehr oder weniger umfassende Festlegungen als Absichten aufgefaßt werden: Eine *Zielabsicht* ist die Festlegung auf die Realisierung eines bestimmten Ziels; Zielabsichten lösen insbes. weitergehende Deliberationen aus – und nicht schon eine H. Eine *H.absicht* ist der endgültige Abschluß der Deliberation, mit

dem die zu tuende H. in feiner Form festgelegt wird. Eine *umfassende Absicht* enthält die Quintessenz der Deliberation, alle bei der Deliberation angestellten und später nicht wieder revidierten Überlegungsschritte (Alternativenannahmen, Folgenannahmen, Zielabsicht, H.absicht etc.). Kleinere H.en können, wie gesagt, mittels einer Gesamtabsicht zu größeren H.en zu verknüpft werden. Der Vorteil dieser Art der Selbstbindung ist, daß durch solche Sequenzen von Einzelhandlungen eine viel größere Wirkmächtigkeit erzielt werden kann. Da der Handelnde nicht in der Lage ist, die genaueren Umstände späterer Teile der Gesamthandlungsvorherzusehen, haben Gesamtvornahmen in der Regel nur die Form von Grobvornahmen, die erst später zu Feinabsichten spezifiziert werden.

Die idealtypischen H.en sind Bewegungen. Selbstverständlich kann aber auch ein Verharren oder Ruhen eine H. sein, wenn dies absichtlich herbeigeführt wird. Eine noch interessantere Abweichung vom Idealtypus sind allerdings *innere H.en*: sich Konzentrieren, Nachdenken, Problemlösen, Phantasieren, soweit diese gezielt durch Absichten verursacht werden. Auch Deliberationen können (müssen aber nicht, anderenfalls gäbe es einen infiniten Regreß) innere H.en sein, nämlich wenn sie auf entsprechenden Deliberationsabsichten beruhen. Diese Möglichkeit ist wesentlich für die Rationalisierung von H.en (s.u. 12).

#### 7. Handlungs- und Absichtsbegriff

Kembedingungen intentional kausalistischer H. definitionen sind: 1. Es gibt eine Absicht, eine bestimmte Tat auszuführen; 2. eine (entsprechende) Tat wird ausgeführt; 3. die Absicht (1) verursacht die Tat (2). Zum einen ist diese Liste von H. bedingungen jedoch nicht vollständig: Wenn Absichten die *Tat auf abwegige Weise verursachen*, liegt keine H. mehr vor. Nehmen wir als Beispiel den Fall, daß ein Erstkläßler einen Text abschreiben will: Der Lehrer beobachtet, daß das erste Wort völlig mißglückt ist, und führt deshalb, sobald der Schüler ansetzt, das zweite Wort zu schreiben, dessen Hand so, daß das korrekte Wort entsteht. In diesem Fall ist die Handbewegung des Schülers keine H., obwohl sie von seiner Absicht verursacht wurde und ihr entspricht.<sup>32</sup> Zum anderen ist bei weitem nicht klar, was eine Absicht ist; den Absichtsbegriff zu definieren ist selbst eine – schwierige – Aufgabe der HTh. Zum dritten muß die ausgeführte H. nicht immer der Absicht korrespondieren. Alle drei Probleme können im Anschluß an eine genaue Analyse der abwegigen Absichtsrealisierung (engl.: *awayward/deviant causal chain*) gelöst werden.

In der Literatur zur *abwegigen Absichtsrealisierung*<sup>33</sup> ist eine kaum mehr überschaubare Fülle von Beispielen entwickelt worden, die nur noch schwer zu klassifizieren sind.<sup>34</sup> Die meisten Abwegarten erzeugen erst Probleme für die Definition der *«Absichtlichkeit»*; dies gilt jedoch nicht für das, was man *«entscheidende aktionale Abwegigkeit»* nennen kann: Nach der Bildung einer feinen H.absicht kommt es zum entsprechenden Verhalten, die Absicht verursacht auch das Verhalten, aber auf zufällige, abnorme Weise, nämlich nicht über einen *handlungsgenerierenden Mechanismus*, d.h. einen Mechanismus, der Feinabsichten zuverlässig in entsprechendes Verhalten umsetzt. Das obige Erstkläßler-Beispiel gehört in diese Gruppe.

Die entscheidende aktionale Abwegigkeit verhindert, daß das Verhalten eine H. ist. Deshalb ist sie ein Problem für die H.definition. Warum ist aktional abwegig entstandenes Verhalten keine H.? Erste Erklärungsversuche besagen, das Verhalten sei nicht auf natürliche Weise oder auf dem Umweg über körperexterne Ereignisse entstanden. Eine von Brand stammende Serie von Beispielsvariationen zeigt, daß diese Erklärungen unsere Intuitionen nicht treffen.<sup>35</sup> Eine andere Erklärung ist, die Absicht verursache nicht unmittelbar die Körperbewegung.<sup>36</sup> Abgesehen davon, daß *«Unmittelbarkeit»* dabei nicht wörtlich verstanden werden darf und unklar bleibt, was es dann bedeutet, hätte dieser Vorschlag die unerwünschte Konsequenz, daß auf Feinvornahmen beruhende H.en keine H.en mehr wären. Eine Reihe weiterer problematischer Vorschläge sind: Die H. müsse auf die übliche Weise verursacht werden (Goldman), das Verhalten müsse durch die Absicht selbstreferentiell erklärt werden können (Donagan), die Absicht müsse das Verhalten kontinuierlich verursachen (Thalberg, Frankfurt, Harman, Morton, Sellars, Searle, Audi).<sup>37</sup> Eine erfolgversprechende Lösung, die zugleich auch das Wesen und den Wert von H.en deutlich macht, ist von Ginet vorgeschlagen und von Lumer ausgearbeitet worden:<sup>38</sup> Das Wesen von H.en und von H.freiheit sei, daß intern, von Absichten aus, das Geschehen in der umgebenden Welt gesteuert werde. Dies setze nicht nur voraus, daß ein beabsichtigtes Verhalten repräsentiert werde, sondern daß es auch einigermaßen zuverlässig umgesetzt werde. Dies sei aber nur möglich durch einen *handlungsgenerierenden Mechanismus*, der – innerhalb einer bestimmten Bandbreite, dem *H.repertoire* – dafür Sorge, daß bestimmte Arten von propositionalen Einstellungen  $\Phi$  zu einem Verhalten  $a$  (als Input in den Mechanismus) einigermaßen zuverlässig das entsprechende Verhalten  $a$

(als Output) hervorriefen. Der handlungsgenerierende Mechanismus dürfe auch künstlich sein oder künstliche Elemente enthalten, er dürfe zeitverzögert arbeiten, also Vorhaben ohne Bildung aktueller Absichten umsetzen.

Dieser Ansatz ermöglicht auch eine zirkelfreie und neutrale Definition von *«Absicht»*: *Absichten* sind die propositionalen Einstellungen (innerhalb eines handlungsgenerierenden Mechanismus) vom Typ  $\Phi$ , die also ihrer Art nach Tätigkeiten auslösen können. Der Einstellungstyp  $\Phi$  ist das *Absichtsschema*. Logisch mögliche Einsetzungen für  $\Phi$  sind etwa:  $\langle x$  glaubt zu  $t$ , daß  $y$  optimal für  $x$  ist,  $\langle x$  glaubt zu  $t$ , daß  $y$  moralisch geboten ist,  $\langle$ es gibt ein  $z$ , nach dem  $x$  zu  $t$  ein Bedürfnis hat/das  $x$  zu  $t$  (stark) wünscht, und  $x$  glaubt,  $y$  werde zu  $z$  führen.<sup>39</sup> Die Absichtsdefinition ist also neutral gegenüber empirischen Absichtstheorien; und eine Hauptaufgabe der empirischen Absichtstheorie ist, zu bestimmen, was für Arten von Einstellungen Absichten sind.

Die grundlegende H.definition ist dann die der *«elementaren Basishandlung»*, vereinfacht: Daß eine Person  $s$  zu  $t$  A tut, ist eine *elementare Basishandlung*:  $\approx$  1.  $s$  tut zu  $t$  A; und 2. in der Person existiert ein handlungsgenerierender Mechanismus; und 3.  $s$  hat vor  $t$  eine feine Detailabsicht gebildet, B zu tun (B kann identisch sein mit A); und 4. diese Detailabsicht (3) hat als Führungsgröße für den handlungsgenerierenden Mechanismus systemintern verursacht, daß  $s$  zu  $t$  A tut (1). *Elementare oder Detailhandlungen* sind dann alle mit einer elementaren Basishandlung bündelgleichen Sachverhalte. Und *H.en* sind elementare H.en oder Konjunktionen von elementaren H.en, die durch Gesamtabsichten koordiniert sind.<sup>40</sup> Die Definition der *«elementaren Basishandlung»* fordert nicht die Korrespondenz von Absicht und Tat – obwohl dies wegen der in der Definition des *«handlungsgenerierenden Mechanismus»* geforderten Zuverlässigkeit der Normalfall ist. Erforderlich ist nur die absichtsinduzierte Verursachung durch den handlungsgenerierenden Mechanismus. So betrachten wir in dem Kinderspiel, bei dem man nach dem Verdrehen der Hände einen bestimmten Finger bewegen soll, dann aber den falschen Finger bewegt, diese Bewegung durchaus als H.

#### 8. Der Inhalt von Absichten – empirische Absichtstheorien

*«Absicht»* wurde oben formal definiert. Ein Vorteil dieser Definition ist, daß dann empirisch bestimmt werden kann, welche Arten von propositionalen Einstellungen zu H.en Absichten sind. Einige Bedingungen, die die Kandidaten erfüllen

müssen, sind: Es müssen klar bestimmte Arten von propositionalen Einstellungen ausgezeichnet werden; die Art der propositionalen Einstellung muß erklären, wieso es einen nahtlosen Übergang zwischen Deliberationsergebnis und Absicht gibt und warum es bei der Absichtsbildung häufig zu Abwägungsproblemen kommt. Die einzige empirische Absichtstheorie, die alle diese Bedingungen erfüllt, ist die *Optimalitätstheorie*: Absichten seien Urteile der Art, daß eine bestimmte H. unter den vom Handelnden aktuell betrachteten Alternativen optimal sei.<sup>41</sup> (Diskussion weiterer empirischer Absichtstheorien: ↑Absicht.) Gegen diese Theorie wird zwar vorgebracht, es gehe uns nicht darum, die beste Alternative zu wählen, sondern nur eine zufriedenstellende; dieser Einwand geht jedoch an der Optimalitätstheorie vorbei: Diese behauptet nicht, Menschen suchten die beste Alternative *überhaupt*, sondern sie wählten die *unter den betrachteten Alternativen* für optimal gehaltene; eine dieser Alternativen besteht oft darin, weiter nach Handlungsmöglichkeiten zu suchen, die Entscheidung später zu fällen und die dann gewählte H. auszuführen; Menschen halten diese Alternative sehr oft *nicht* für optimal und führen sie – gemäß der Optimalitätstheorie – dann auch nicht aus. Wenn jemand jedoch tatsächlich glaubt,  $a_1$  sei besser als  $a_2$ , dann kann es für ihn keinen guten Grund geben, trotzdem  $a_2$  zu tun; und wer würde dann  $a_2$  tun?

#### 9. Die Entstehung von Absichten: empirische Entscheidungstheorie

Absichten werden aus Wünschen und Präferenzen, letztlich aus intrinsischen Wünschen und Präferenzen entwickelt. Wie dies geschieht, ist das Thema empirischer ↑Entscheidungstheorien.<sup>42</sup> Von den 1950er bis Anfang der 1980er Jahre war die *subjektive Erwartungsnutzentheorie* (*subjective expected utility* = SEU) die Standardtheorie und auch Mehrheitsmeinung: Menschen entschieden sich für die Alternative mit dem höchsten subjektiven Erwartungsnutzen; dabei ist der *subjektive Erwartungsnutzen* identisch mit dem Produkt aus subjektiv angenommener Wahrscheinlichkeit der relevanten H.folge und dem Nutzen dieser Folge (bzw., bei mehreren möglichen relevanten Folgen, ist es die Summe dieser Produkte).

Die Erwartungsnutzentheorie liefert zwar brauchbare Näherungen, aber ihr widerspricht eine Fülle empirischer Befunde.<sup>43</sup> Die deshalb entwickelten Alternativen lassen sich zwei Paradigmen zuordnen: (1) Ein Teil der Modelle versucht, das Entscheidungsverhalten mit mathematisch kompli-

zierteren Formeln zu beschreiben.<sup>44</sup> Der prominenteste Versuch dieser Art ist die Prospect-Theorie.<sup>45</sup> Leider sind die prognostischen Erfolge all dieser Ansätze nicht viel besser als die der SEU-Theorie.<sup>46</sup> Außerdem prognostizieren diese Modelle zwar einigermaßen brauchbar das Entscheidungsverhalten, sie geben aber mit Sicherheit keine subjektive psychische Realität wieder. (2) *Prozeßtheorien* oder *Informationsverarbeitungstheorien der Entscheidung*<sup>47</sup> hingegen versuchen, den Ablauf der Entscheidung zu rekonstruieren. Sie haben jedoch mit der ungeheuren Vielgestaltigkeit von Entscheidungsprozessen zu kämpfen. Ein empirischer Befund ist etwa, daß Menschen je nach Entscheidungssituation unterschiedliche Entscheidungsregeln anwenden und daß sie dabei Informations- und Entscheidungsaufwand gegen die Genauigkeit solcher Regeln abzuwägen scheinen.

Die *Kognitive HTh*.<sup>48</sup> versucht, die Ergebnisse der Prozeßtheorie mit den Zielen der mathematischen Ansätze zu verbinden: 1. Zum einen hätten Individuen jeweils aktuell *grundlegende Bewertungskriterien*, die definierten, was wie wünschbar sei. 2. Zum anderen entwickelten sie *vereinfachende Heuristiken*, mit denen die Wünschbarkeit von Alternativen unter Bedingungen der Zeit- und Informationsknappheit gröber geschätzt werden könnten. Der Wert solcher Heuristiken bemesse sich für die Subjekte an den jeweils grundlegenden Bewertungskriterien. 3. Aber nicht einmal die jeweils grundlegenden Bewertungskriterien seien konstant, sondern unterlägen kognitiven Fortschritten. Als anthropologische Konstanten blieben vielmehr nur virtuelle, d.h., den Subjekten nicht bewußte, aber beim Vergleich von alternativen Bewertungskriterien implizit verwendete, Adäquatheitsbedingungen – für Entscheidungen unter Sicherheit etwa: «Wenn die Summe aller intrinsischen Wünschbarkeiten von Ereignissen, die mit einem Ereignis  $x$  einhergehen, größer ist als die Summe aller intrinsischen Wünschbarkeiten von Ereignissen, die mit  $y$  einhergehen, dann ist  $x$  insgesamt besser als  $y$ .» Bei der Prognose einzelner Entscheidungen hilft die Kenntnis dieser Adäquatheitsbedingung nicht viel weiter; gleichwohl ist sie wichtig als Grundlage für die rationale Entscheidungstheorie.

#### 10. Letzte Grundlagen von Absichten: intrinsische Bewertungen

Entscheidungstheoretische Rekonstruktionen von Entscheidungen begründenden Bewertungen setzen immer voraus, daß bestimmte Ereignisse vom Handelnden um ihrer selbst willen, ohne weitere Gründe, d.h.: *intrinsisch* bewertet werden.

(*Schwacher*) *psychologischer Hedonismus* ist die These, daß alle Gefühle motivational (also mit unmittelbaren Auswirkungen auf H.entscheidungen) intrinsisch bewertet würden, angenehme Gefühle positiv, unangenehme negativ, und zwar proportional zur Intensität und Dauer des Gefühls (genauer: proportional zum Integral der Gefühlsintensität über der Zeit). (Als *Gefühle* zählen dabei 1. körperliche Gefühle wie Lüste und Schmerzen, 2. Affekte oder Emotionen, d.h. propositionale Gefühle wie Freude oder Trauer über etwas oder Mitgefühl mit jemandem, und 3. Stimmungen wie Glück oder Depressivität.) *Starker psychologischer Hedonismus* ist schwacher psychologischer Hedonismus mit der Zusatzbedingung, daß andere Gegenstände als eigene Gefühle intrinsisch neutral bewertet werden, so daß also nur die eigenen Gefühle intrinsisch relevant sind.

Grundsätzlich gibt es zwei Arten von Kritik am psychologischen Hedonismus. Die erste richtet sich gegen den starken psychologischen Hedonismus und versucht zu zeigen, daß wir auch andere Gegenstände als unsere eigenen Gefühle intrinsisch bewerten – Philosophen führen beispielsweise Freundschaft, Wissen, das Wohl anderer als solche Kandidaten an, Psychologen z.B. die eigene Leistung, Macht und ebenfalls das Wohl anderer. Es ist schwierig, Experimente zu konzipieren, die den starken Hedonismus widerlegen: Meist kann eine hedonistische Erklärung des zunächst einmal nichthedonistischen Wunsches nicht ausgeschlossen werden. Vermeintlich intrinsische Leistungsmotivation, daß Leistung nicht aus finanziellen und Karrieregründen erbracht wird, kann beispielsweise so erklärt werden, daß derartig leistungsmotivierte Menschen, aufgrund von eigentümlichen, meist schon frühkindlich erworbenen Wahrnehmungsgewohnheiten, beim Erbringen von Leistungen überdurchschnittlich viel Spaß, Freude und Zufriedenheit erfahren und deshalb leistungsorientierte Tätigkeiten anstreben.<sup>49</sup> Das besondere an «intrinsisch» Leistungsmotivierten ist also keineswegs ein nichthedonistisches *Motiv*, sondern ihr *affektives* Verhalten – dies widerspricht aber nicht dem starken psychologischen Hedonismus.

Erstaunlich ist, wie wenig die Kandidaten für nichthedonistische intrinsische Motive bisher systematisiert worden sind, so daß es außer vielen Einzelnennungen bisher kaum eine ausgearbeitete theoretische Alternative zum starken Hedonismus gibt. Eine Ausnahme ist die *Theorie der gefühlsinduzierten Motive*<sup>50</sup>, nach der Emotionen, aber auch bestimmte körperliche Gefühle, dazu führen, daß während dieses Gefühls und in positi-

ver Abhängigkeit von der Intensität des Gefühls bestimmte für dieses Gefühl spezifische Gegenstände motivational intrinsisch positiv bewertet werden. In Wut beispielsweise werde die Zerstörung oder Schädigung des Wutobjekts intrinsisch positiv bewertet, bei Mitleid die Verbesserung der Lage des Bemitleideten. Gefühlsinduzierte Motive seien ein evolutionär älteres, situationsabhängiges und dadurch unflexibleres Motivationsystem als hedonistische Motive. Wegen ihrer Gefühlsabhängigkeit seien die gefühlsinduzierten Motive auch schlecht als Grundlage für eine rationale Planung geeignet, da sich – anders als bei hedonistischen Bewertungen – der intrinsische Wert der so bewerteten Gegenstände mit der Zeit ändere, nämlich in Abhängigkeit vom induzierenden Gefühl. Dies führe auch dazu, daß Affekthandlungen z.T. als irrational angesehen würden: Sie erfolgten aus der kurzfristigen, gefühlsinduzierten Veränderung der Bewertung, die häufig nicht mit den langfristigen Bewertungen zusammenpaßten.

Die zweite Art der Kritik richtet sich gegen den schwachen psychologischen Hedonismus, daß selbst Gefühle intrinsisch nicht so bewertet würden, wie der Hedonismus behauptet (also proportional zum mit positivem bzw. negativem Vorzeichen versehenen Integral der Gefühlsintensität über der Zeit). Der wichtigste derartige Einwand ist das *Manipulationsargument*, daß wir manipulativ, etwa durch Drogen oder bestimmte Krankheiten, erzeugte positive Gefühle geringer bewerten würden. Die jüngste und vermutlich kritikfeste Variante dieses Arguments ist Nozicks Gedankenexperiment einer *Erfahrungsmaschine*, die, wenn man sich in sie hineinbegebe, vorab programmierbare Erfahrungen erzeugen könne: Wir würden uns nicht für ein Leben in einer derartigen Maschine entscheiden, wenn dieses Leben hedonistisch nur etwas besser wäre als das Leben, das wir anderenfalls zu erwarten hätten.<sup>51</sup> Selbst wenn die Menschen die beiden Leben tatsächlich so bewerten, wie Nozick annimmt, ist die Erklärung dieses Faktums nicht offensichtlich. Nozicks Erklärung ist, daß wir in unserem Leben auch Wirklichkeitsbezug wollten.<sup>52</sup> Zum einen nimmt diese Erklärung nur einen zusätzlichen intrinsischen Wert an, trifft deshalb den *schwachen* psychologischen Hedonismus nicht. Zum anderen ist die Erklärung durch Wünschbarkeitsaddition falsch: Bei der hypothetischen Wahl zwischen einem Leben in einem KZ und einem etwas weniger schlimmen Leben in der Erfahrungsmaschine präferieren viele Menschen die Erfahrungsmaschine. Dafür, daß es zumindest nicht auf den Realitätsbezug allein ankommt,



spricht auch folgende Tatsache: Viele Menschen diskontieren auch ein Leben, in dem ihr Realitäts-sinn völlig intakt ist, in dem sie aber aufgrund gestörter *Gefühlsmechanismen* auf positive Gefühlsursachen völlig übermäßig reagieren, z.B. als Erwachsene Zuckerrübe schon als Delikatesse empfinden. Eine Erklärung all dieser Befunde versucht der *gefühlstheoretisch korrigierte Hedonismus* zu geben<sup>53</sup>: Gefühle würden in Abhängigkeit vom angenommenen Zustand der Mechanismen, die zu diesen Gefühlen führten, bewertet; funktioniere der Mechanismus normal oder handle es sich um negative Gefühle, werde normal hedonistisch bewertet; bei manipulativ oder durch sonstige Störungen zustandekommenden positiven Gefühlen hingegen werde die Bewertung gegenüber der normalen hedonistischen Bewertung, je nach dem Maß der Störung, mehr oder weniger diskontiert (also mit einem Faktor zwischen 0 und 1 multipliziert).

### 11. Moralische Handlungen

Moralische oder einfacher – um dem Streit darüber, was genau ein moralisches Handeln ist, aus dem Weg zu gehen – moralkonforme H.en sind den gleichen Gesetzmäßigkeiten wie andere H.en unterworfen: Der Handelnde wählt sie, weil er sie aufgrund der Bewertung ihrer Folgen für optimal hält; diverse Kosten und Nutzen werden dafür gegeneinander abgewogen.<sup>54</sup> Die einzelnen moralkonformen H.en beruhen dabei in aller Regel nicht auf einem Motiv, sondern auf einer ganzen Reihe von von Fall zu Fall wechselnden Motiven.

Die wichtigsten Motive für moralkonformes Handeln kann man in mehrere Hauptgruppen einteilen: (1) *Äußerliche Motive, die zufällig moralkonform sind*: Moralkonforme H.en können u.a. wegen positiver Folgen gewählt werden, die keinerlei Verbindung zur Moral haben, so daß die Moralkonformität rein zufällig ist – bei der Wahl eines sozialen Berufs z.B. materielles Auskommen, (Selbst-)Bestätigung des eigenen Organisationstalents, Machtgefühle. (2) *Soziale Gratifikation*: Moralkonformes Handeln kann der Vermeidung von sozialen Sanktionen und dem Erwerb sozialer Belohnungen aller Art dienen, die sowohl vom Begünstigten selbst als auch von Dritten kommen können, vom finsternen bzw. anerkennenden Blick bis hin zu Gefängnis- oder Todesstrafe bzw. hoher materieller Belohnung oder Nobelpreis. Eine primitive Form des Gewissens besteht in der Freude auf soziale Belohnungen (gutes Gewissen) bzw. Angst vor Strafen aller Art (schlechtes Gewissen).

(3) *Moralnahe Motive*: Das mit Abstand wichtig-

ste moralnahe Motiv ist das Mitgefühl: Mitleid und Mitfreude. Es kann auf zwei Weisen motivational wirksam werden<sup>55</sup>: Vor allem Mitleid ist ein Affekt, der den intrinsischen Wunsch induziert, daß es dem Bemitleideten besser gehen möge; unter dem Eindruck dieses Affekts kann man *aus Mitleid* handeln. Mitleid ist aber auch ein unangenehmes und Mitfreude ein angenehmes Gefühl, so daß man den *hedonistischen Wunsch* haben kann, zur Optimierung seines eigenen Mitgefühls die Lage anderer zu verbessern.

(4) *Selbstwertgefühl*: Motive, die von Ethikern gern als die moralischen Motive par excellence angesehen werden, nämlich, kantisch, ein moralisches Pflichtgefühl oder, allgemeiner, der Wunsch, den von einem selbst akzeptierten moralischen Standards zu genügen, können psychologisch über das Selbstwertgefühl erklärt werden: Die von einem selbst akzeptierten moralischen Standards werden auch zur Bewertung der eigenen H.en und der eigenen Person herangezogen. Negative Abweichungen von den für sich selbst akzeptierten Standards führen zu einem unangenehmen Sinken oder Verlust des Selbstwertgefühls (Schuldgefühl), Konformität oder Übererfüllung führen zu angenehmen positiven Selbstwertgefühlen und Stolz.<sup>56</sup> Negatives Selbstwertgefühl induziert wiederum den intrinsischen Wunsch nach Selbstbestrafung, positives Selbstwertgefühl den intrinsischen Wunsch, den Gegenstand des Gefühls zu schützen und weiter auszubauen. Das zentrale «moralische» Motiv besteht dann in dem hedonistischen Wunsch, in Übereinstimmung mit seinen moralischen Standards zu handeln, um sein Selbstwertgefühl zu steigern oder Verlust des Selbstwertgefühls zu vermeiden.<sup>57</sup> Die moralischen Erwartungen an sich selbst werden dadurch als Gefühle der moralischen Verpflichtung erfahren.<sup>58</sup> In Interviews mit Judenrettern wurde dieses Motiv gerade auch bei denjenigen Personen gefunden, die am eindeutigsten als moralisch motiviert eingestuft werden müssen, z.B.: «Ich wußte, daß sie sie holen würden. [...] Ich dachte, daß ich nicht damit leben könnte, wissend, daß ich etwas hätte tun können.»<sup>59</sup> Eine für die Ethik wesentliche Frage bleibt dann, wie Menschen dazu kommen, gewisse moralische Standards in motivational wirksamer Weise für sich zu akzeptieren. Die wichtigste Theorie über den ursprünglichen Erwerb solcher Standards ist die – nicht immer klare – Identifikations-Internalisierungs-Theorie, nach der die Standards durch Identifikation mit primären Bezugspersonen angenommen werden, um dann auch unabhängig von deren Vorbild weiterzuwirken.<sup>60</sup> Wie vor allem die Piaget-Schule (z.B. Pia-

get, Kohlberg, Turiel) untersucht hat, sind die so erworbenen Standards dann formalen kognitiven Höherentwicklungen unterworfen, aber auch inhaltlichen Veränderungen, über deren Gesetzmäßigkeiten es bislang keine befriedigenden Untersuchungen gibt.

### 12. Handlungen, Rationalität und Freiheit

H.en und die ihnen zugrundeliegenden Absichten sind (quasi) kausal determiniert; die zugehörigen Kausalgesetze waren ja das Thema der vorangegangenen Abschnitte. Viele Philosophen sind nun der Ansicht, dieser Determinismus sei nicht mit H.rationalität und Entscheidungsfreiheit vereinbar. Nach den bisher festgestellten Gesetzmäßigkeiten gilt dies jedoch nicht. Die Untersuchungen waren – gemäß der Aufgabenstellung für die philosophische HTh. (s.o. 2) – ja gerade so angelegt, Rationalitäts- und Freiheitsspielräume bei H.en festzustellen, insbes. auch, wie Entscheidungen durch Vernunft verbessert werden können. Und nach dem bisherigen gibt es eine ganze Reihe solcher Einflußmöglichkeiten.

(1) Entscheidungen richten sich – gemäß der Optimalitätsurteilstheorie – immer danach, ob der Handelnde die H. für optimal hält. Beeinflussbar ist aber, wie gut solche Optimalitätsurteile überlegt oder begründet sind. Wichtige Unterschiede sind: 1.1. *Wieviele Folgen der einzelnen Alternativen werden berücksichtigt?* 1.2. *Wie gut sind die Annahmen über die Folgen begründet?* 1.3. *Wieviele und wie gute Alternativen werden betrachtet bzw. erst entwickelt?* 1.4. *Wie groß ist der Planungshorizont (die Gesamthandlung), in den die Detailhandlungen eingebettet sind?* Beeinflussbar sind diese Parameter einer Entscheidung dadurch, daß Deliberationen selbst (geistige) H.en sein können und daß der Handelnde sich ein generelles Urteil darüber bilden kann, in welchen Situationen welche Ausfüllung dieser Parameter optimal ist. Die ersten drei Parameter betreffen die Gründlichkeit der Überlegung. Eine gründlichere Deliberation wird mit größerer Wahrscheinlichkeit tatsächlich die beste unter den betrachteten Alternativen ermitteln und dadurch den Gesamtnutzen um die Wünschbarkeitsdifferenz zwischen der tatsächlich besten und der anderenfalls gewählten H. erhöhen. Zum anderen wird eine gründlichere Deliberation häufig zur Erfindung besserer Alternativen führen. Diese beiden Vorteile wachsen im Schnitt mit dem Ausmaß der Gründlichkeit, aber nicht linear, sondern in immer kleinerem Umfang. Die dritte, diesmal negative, Folgenart einer gründlicheren Deliberation ist der Aufwand, der im Schnitt vielleicht linear wächst. Ab irgendeinem Gründlich-

keitsgrad der Deliberation fangen die zusätzlichen Kosten an, die zusätzlich noch erzielbaren Verbesserungen zu überwiegen. Dies ist der optimale Gründlichkeitsgrad einer Deliberation. Bei unwichtigen Entscheidungen wird eine ziemlich oberflächliche Deliberation optimal sein, bei wichtigen Entscheidungen eine gründlichere. Rational wäre es, hier das optimale Maß zu treffen.<sup>61</sup> Ähnliche Folgenabwägungen sind auch bei unterschiedlichen Planungshorizonten (1.4) vorzunehmen; dabei stehen u.a. größere Wirkungsmacht durch längere Planungshorizonte und kognitiver und psychischer Aufwand (Spontaneitätsverlust) der Verplanung gegeneinander.

(2) Aber auch das jeweils verwendete *Wünschbarkeitskriterium* kann durch vernünftige Überlegungen beeinflusst werden: 2.1. *Fundamentale Bewertungskriterien*, die die «Gesamtwünschbarkeit» in Abhängigkeit von der intrinsischen Wünschbarkeit definieren, unterliegen kognitiven Fortschritten, daß sie sich der Erfüllung der virtuellen Adäquatheitsbedingungen nähern (s.o. 9). Dieser kognitive Fortschritt kann durch gezielte Überlegungen beschleunigt werden. 2.2. Die Wirkungsmacht gefühlsabhängiger intrinsischer Bewertungen kann dadurch ausgeschaltet werden, daß man bei starker Gefühlsaufwallung keine wichtigen Entscheidungen trifft (Besonnenheit) und gegebenenfalls die Gefühle selbst kontrolliert. (Emotionen kann man dadurch steuern, daß man an bestimmte Dinge denkt.) 2.3. Entscheidungen werden dadurch vereinfacht, daß man sich auf schon vorher gefällte oder von anderen übernommene Werturteile stützt. Dabei wird häufig nicht zwischen intrinsischen und Gesamtwünschbarkeiten unterschieden, so daß Dinge als intrinsisch gut oder schlecht angesehen werden, die es nach den eigenen Kriterien nicht sind. Klarheit über die eigenen Kriterien für intrinsische Wünschbarkeit kann deshalb verhindern, daß falsche Kriterien der intrinsischen Wünschbarkeit verwendet werden.

Die Spielräume für die H.rationalität sind zugleich auch Spielräume für eine Art von Entscheidungsfreiheit, deren Wert (im Gegensatz zum mehr als zweifelhaften Wert einer indeterministischen Willkürfreiheit) offensichtlich ist: Mit ihr wird die für das Subjekt bestmögliche H. erreicht und damit auch der (unter den vom Subjekt selbst realisierbaren Weltverläufen) für das Subjekt bestmögliche Weltverlauf.

Anscombe, G.E.M., 1986, Absicht, München. – Audi, R., 1986, Acting for Reasons. In: Mele 1997. – Audi, R., 1993, Action, Intention, and Reason, Ithaca/London. – Austin, J.L., 1986, «Falls» und «können». In: Ders., Ges. philos. Aufs., Stuttgart. – Baier, A., 1971, Auf der

Suche nach Basis-Handlungen. In: Meggle 1977. – Batson, C.D./K. O'Quinn/J. Fultz/M. Vanderplas/A.M. Isen, 1983, Influence of Self-Reported Distress and Empathy on Egoistic Versus Altruistic Motivation to Help. In: J. of Personality and Social Psychol. 45. – Beckermann, A., 1977, Gründe und Ursachen, Kronberg. – Beckermann, A. (Hg.), 1985, Analytische Handlungstheorie, Bd. 2: Handlungserklärung, Fft./M. – Bettman, J.R., 1979, An information processing theory of consumer choice, Reading (MA). – Bieri, P., 1992, Trying Out Epiphenomenalism. In: Erkenntnis 36. – Birbaumer, N./R.F. Schmidt, 1996, Biologische Psychologie, Berlin u.a. – Brand, M., 1984, Intending and Acting, Cambridge (MA)/London. – Brandt, R.B., 1979, A Theory of the Good and the Right, Oxford. – Bratman, M.E., 1987, Intention, Plans, and Practical Reason, Cambridge (MA)/London. – Bubner, R., 1982, H., Sprache und Vernunft, Fft./M. – Camerer, C.F., 1995, Individual Decision Making. In: J.H. Kagel/A.E. Roth (Hg.), The Handbook of Experimental Economics, Princeton (NJ). – Camerer, C.F./M.W. Weber, 1992, Recent developments in modelling preferences: Uncertainty and ambiguity. In: J. of Risk and Uncertainty 5. – Cialdini, R.B. et al., 1987, Empathy-Based Helping. In: J. of Personality and Social Psychol. 52. – Coke, J.S./C. D. Batson/K. McDavis, 1978, Empathic Mediation of Helping. In: J. of Personality and Social Psychol. 36. – Crozier, R./R. Ranyard, 1997, Cognitive process models and explanations of decision making. In: R. Ranyard/W.R. Crozier/O. Svenson (Hg.), Decision Making, London. – Currin, I.S./R.K. Sarin, 1989, Prospect versus Utility. In: Management Sci. 35. – Danto, A.C., 1963, Basishandlungen. In: Meggle 1977. – Davidson, D., 1985, H. und Ereignis, Fft./M. – Davis, L.H., 1979, Theory of Action, Englewood Cliffs 1979. – Davis, L.H., 1994, Action (I). In: Guttenplan, (Hg.), A Companion to the Philosophy of Mind, Oxford. – Donagan, A., 1987, Choice, London/NY. – Dretske, F., 1988, Explaining Behavior, Cambridge (MA)/London. – Frankfurt, H.G., 1988a, The importance of what we care about, Cambridge u.a. – Frankfurt, H.G., 1988b, The Problem of Action. In: Frankfurt 1988a. – Ginet, C., 1990, On Action, Cambridge u.a. – Goldman, A.I., 1970, A Theory of Human Action, Englewood Cliffs. – Harless, D. W./C.F. Camerer, 1994, The predictive utility of generalized expected utility theories. In: Econometrica 62. – Harman, G., 1976, Practical Reasoning. In: Rev. of Metaphysics 29. – Heckhausen, H., 1989, Motivation und Handeln, Berlin/Heidelberg/NY. – Heckhausen, H./P. M. Gollwitzer/F.E. Weinert (Hg.), 1987, Jenseits des Rubikon, Berlin u.a. – Hornsby, J., 1980, Actions, London. – Hornsby, J., 1998, Action. In: E. Craig: Routledge Encycl. of Philos., Bd. 1, London/NY. – Kahneman, D./A. Tversky, 1979, Prospect theory. In: Econometrica 47. – Kim, J., 1993, Supervenience and mind, Cambridge. – Lenk, H. (Hg.), 1977-1984, Handlungstheorien interdisziplinär. 6 Bde., München. – Libet, B., 1985, Unconscious cerebral initiative and the role of conscious will in voluntary action. In: Behavioral and Brain Sci. 8. – Lumer, Ch., 1990a, Praktische Argumentationstheorie, Braunschweig – Lumer, Ch., 1990b, Handlungstheorien. In: EE, Bd. 2, Hamburg. – Lumer,

Ch., 1996, Persönlichkeitstheoretisch korrigierter Hedonismus. In: Ch. Hubig/H. Poser (Hg.), Cognition humana – Dynamik d. Wissens u. d. Werte, Bd. 1, Berlin. – Lumer, Ch., 1997a, Kognitive Handlungstheorie – der methodische Ansatz. In: G. Meggle (Hg.), Analytomen 2, Vol. III: Philos. of Mind, Practical Philos., Miscellanea, Berlin/NY. – Lumer, Ch., 1997b, The Content of Originally Intrinsic Desires and of Intrinsic Motivation. In: Acta analytica – philos. and psychol. 18. – Lumer, Ch., 2000, Kognitive Handlungstheorie, Berlin/NY. – Lynch, J.G. jr./J.L. Cohen, 1978, The Use of Subjective Expected Utility Theory as an Aid to Understanding Variables That Influence Helping Behavior. In: J. of Personality and Social Psychol. 36. – Martin, J.R., 1977, Basis-Handlungen und einfache Handlungen. In: Meggle 1977. – McCann, H., 1974, Volition and Basic Action. In: Philosophical Review 83. – McClelland, D. C./R. Koestner/J. Weinberger, 1989, How Do Self-Attributed and Implicit Motives Differ? In: Psychol. Rev. 96. – Meggle, G. (Hg.), 1977, Analytische Handlungstheorie, Bd. 1: Handlungsbeschreibungen, Fft./M. – Melden, A.I., 1961, Free Action. London. Auszüge übers. in: Beckermann 1985 und in: Pothast 1978. – Mele, A.R., 1992, Springs of Action, NY/Oxford. – Mele, A.R. (Hg.), 1997, The Philosophy of Action, Oxford u.a. – Moya, C.J., 1990, The Philosophy of Action, Cambridge. – Nida-Rümelin, J., 1993, Kritik des Konsequentialismus, München. – Nozick, R., 1993, Vom richtigen, guten und glücklichen Leben, München. – Oliner, S.P./P.M. Oliner, 1988, The Altruistic Personality – Rescuers of Jews in Nazi Europe, NY/London. – O'Shaughnessy, B., 1980, The Will, 2 Vols, Cambridge. – O'Shaughnessy, B., 1997, Trying (as the Mental Pineal Gland). In: Mele 1997. – Payne, J.W./J.R. Bettman/E.J. Johnson, 1993, The adaptive decision maker, Cambridge. – Poser, H. (Hg.), 1982, Philosophische Probleme der Handlungstheorie, Freiburg/München. – Pothast, U. (Hg.), 1978, Seminar: Freies Handeln und Determinismus, Fft./M. – Rols, P., 1980, Die Zeit des Handelns, Königstein. – Rungaldier, E., 1996, Was sind Handlungen?, Stuttgart/Berlin/Köln. – Schwartz, S.H., 1977, Normative Influences on altruism. In: L. Berkowitz (Hg.), Advances in experimental social psychol., Bd. 10, NY/San Francisco/London. – Searle, J.R., 1991, Intentionalität, Fft./M. – Slovic, P./S. Lichtenstein/B. Fischhoff, 1988, Decision making. In: R.C. Atkinson et al. (Hg.), Steven's handbook of experimental psychol., Vol. 2: Learning and cognition, NY u. a. – Staub, E., 1982, Entwicklung prosozialen Verhaltens, München/Wien/Baltimore 1982. – Stoutland, F., 1989, Three Conceptions of Action. In: H. Stachowiak (Hg.), Pragmatik, Hb. pragmatischen Denkens, Bd. III, Hamburg. – Svenson, O., 1979, Process Descriptions of Decision Making. In: Organizational Behavior and Human Performance 23. – Svenson, O., 1996, Decision Making and the Search for Fundamental Psychological Regularities. In: Organizational Behavior and Human Decision Processes 65. – Tversky, A./D. Kahneman, 1992, Advances in Prospect Theory. In: J. of Risk and Uncertainty 5. – Wright, G.H.v., 1974, Erklären und Verstehen, Fft./M. – Zimmermann, M./H.O. Handwerker (Hg.), 1984, Schmerz, Berlin u.a.

<sup>1</sup> Kleiner Überblick: Lenk 1977-1984; Lumer 1990b. – <sup>2</sup> Z.B. Austin 1986. Kritische Diskussion: Lumer 2000, Abschn. 1.3. – <sup>3</sup> Lumer 2000, Abschn. 1.2. – <sup>4</sup> Vgl. Lumer 2000, Abschn. 1.1-2. – <sup>5</sup> Davidson 1985, 155-258; 291-317. – <sup>6</sup> Bieri 1992; Lumer 2000, Abschn. 2.2. – <sup>7</sup> Anscombe 1986; Melden 1961; 1963; Wright 1974; Stoutland 1989. Kritik: Beckermann 1977; 1985, Einleitung. – <sup>8</sup> Searle 1991, 113-128. Weitere Vertreter: Frankfurt 1988b; Nida-Rümelin 1993, 29-32. – <sup>9</sup> Searle 1991, 113-115. – <sup>10</sup> Ebd., 125. – <sup>11</sup> Moya 1990, 18-29. – <sup>12</sup> Hornsby 1980, 33; Hornsby 1998, 39f.; O'Shaughnessy 1980; 1997; Ginet 1990, 24-44; McCann 1974, 452. – <sup>13</sup> Etwa bei O'Shaughnessy 1997. – <sup>14</sup> Davis 1994, 112; 116f.; Frankfurt 1988b, 75; Ginet 1990, 13; 15; 20; Rungaldier 1996, 88; 90. – <sup>15</sup> Anscombe 1986, 59-75, insbes. 72. – <sup>16</sup> Vertreter: Anscombe 1986, 73; Davidson 1985, 21; 161. – <sup>17</sup> Vertreter: Goldman 1970; Kim 1993, 33-52; Lumer 2000, Abschn. 2.1. – <sup>18</sup> Goldman 1970, Kap. 2. – <sup>19</sup> Lumer 2000, Abschn. 2.1.1-2. – <sup>20</sup> Ebd., Abschn. 2.1.1. – <sup>21</sup> Goldman 1970, 43; 67; 72; Danto, 1963, 91; Martin 1977; Baier 1971. – <sup>22</sup> Davidson 1985, 256. – <sup>23</sup> Z.B. Davidson 1985, 290-293; 296-307; Brand 1984, 20; Lumer 2000, Abschn. 4.4. – <sup>24</sup> Ginet 1990, 15; 20. – <sup>25</sup> O'Shaughnessy 1997, 70-74. – <sup>26</sup> Dretske 1988, 15; 17. – <sup>27</sup> Beispiele aber: Ginet 1990, 20; 87; Brand 1984, 27-29; 216; Lumer 2000, Abschn. 4.4. – <sup>28</sup> Birbaumer/Schmidt 1996, 252; 260f. – <sup>29</sup> Zimmermann/Handwerker 1984, 35; 38f.; 114. – <sup>30</sup> Lumer 2000, Abschn. 3.2. – <sup>31</sup> Libet 1985, 559. – <sup>32</sup> Mündliches Beispiel von Richard Giedrys. – <sup>33</sup> Z.B. Audi 1986, 80ff.; Brand 1984, 17ff.; Davidson 1985, 120ff.; Davis 1979, 113ff.; Donagan 1987, 87-93; Frankfurt 1988b, 157ff.; Ginet 1990, 40ff.; 78ff.; Goldman 1970, 61f.; Lumer 2000, Abschn. 4.2; Moya 1990, 117ff.; Searle 1991, 112ff.; 175ff.; Kap. 3. – <sup>34</sup> Umfassende Klassifikation von Abwegarten: Lumer 2000, Abschn. 4.2. – <sup>35</sup> Brand 1984, 21f. – <sup>36</sup> Ebd., 20; Davis 1979, 113. – <sup>37</sup> Kritiken: Lumer 2000, Abschn. 4.2.1. – <sup>38</sup> Ebd.; Ginet 1990, 40; 42; Lumer 2000, Abschn. 4.2.1. – <sup>39</sup> Vgl. Lumer 2000, Abschn. 4.3. Alternative Definition z.B.: Brand 1984, 174. – <sup>40</sup> Genauere Definitionen: Lumer 2000, Abschn. 4.4. Alternative intentionale kausalistische Definitionen z.B. Audi 1986, 98-101; Brand 1984, 28; 216. – <sup>41</sup> Lumer 2000, Kap. 6. – <sup>42</sup> Literaturberichte: Camerer 1995; Slovic/Lichtenstein/Fischhoff 1988. – <sup>43</sup> Kleiner Überblick: Kahneman/Tversky 1979. – <sup>44</sup> Überblicke: Camerer/Weber 1992; Harless/Camerer 1994. – <sup>45</sup> Kahneman/Tversky 1979; Tversky/Kahneman 1992. – <sup>46</sup> Currin/Sarin 1989; Harless/Camerer 1994. – <sup>47</sup> Z.B. Bettman 1979; Crozier/Ranyard 1997; Payne/Bettman/Johnson 1993; Svenson 1979; 1996. – <sup>48</sup> Lumer 2000, Kap. 7. – <sup>49</sup> McClelland/Koestner/Weinberger 1989. – <sup>50</sup> Lumer 1997b; 2000, Kap. 9. – <sup>51</sup> Nozick 1993, 127f. – <sup>52</sup> Ebd., 130f. – <sup>53</sup> Lumer 1996; Lumer 2000, Kap. 9. – <sup>54</sup> Lynch/Cohen 1978; Heckhausen 1989, 301f. – <sup>55</sup> Batson et al. 1983; Coke/Batson/McDavis 1978; Cialdini et al. 1987. – <sup>56</sup> Schwartz 1977, 231. – <sup>57</sup> Ebd., 226. – <sup>58</sup> Ebd., 223; 226. – <sup>59</sup> Oliner/Oliner 1988, 168. – <sup>60</sup> Überblick: Staub 1982, 67-81. – <sup>61</sup> Lumer 1990a, 390-399.

Christoph Lumer

**Hermeneutik** – 1. Zum Begriff. Seit dem 17. Jh. versteht man in der Philosophie und der Methodenlehre der Geisteswissenschaften unter «Hermeneutik» (H.) eine Theorie des Verstehens und eine Methodenlehre der Auslegung vor allem von gesprochener Rede oder schriftlich fixiertem Text. ↑Verstehen ist hierbei eine der Aktivitäten, die symbolverwendende Wesen, eingebettet in eine sprachliche Gemeinschaft und eine Welt von Zeichen, charakterisieren. Auslegen oder Interpretieren ist eine Tätigkeit, die ins Spiel kommt, wenn es nicht gelingt, sprachliche Äußerungen (oder auch andere Zeichen) auf Antriebe, mehr oder weniger automatisch, zu verstehen.

Von dieser traditionellen Bedeutung des Wortes «H.» ist die Verwendung des Wortes innerhalb der Zusammensetzung «Philosophische H.» zu unterscheiden. Dieser Begriff von H. ist vor allem mit den philosophischen Konzeptionen von M. Heidegger und H.-G. Gadamer verbunden, hat zunächst nichts mit der erkennenden Beziehung zu anderen Personen und deren Hervorbringungen zu tun, betrifft vielmehr ganz allgemein das Verstehen als eine besondere Existenzweise des Menschen («Dasein»).<sup>1</sup> H. in diesem Sinne ist «existenziale Analytik des Daseins». Sie wird hier nur insofern interessieren, als sie für H. in der eingangs angegebenen Bedeutung relevant sein könnte.

Man kann spezielle H. von der allgemeinen H. unterscheiden: Spezielle H. sind fachspezifische Methodenlehren, die Besonderheiten der Interpretation in jeweiligen Einzeldisziplinen betreffen (juristische H., geschichtswissenschaftliche H., theologische H., literaturwissenschaftliche H., kunstgeschichtliche H.). Die allgemeine H. dagegen befaßt sich mit der Interpretation von mündlichem und schriftlichem Text, oder gar von Zeichen im allgemeinen, in Absehung von Problemen, die sich in je besonderer Weise in den Einzeldisziplinen stellen. Auch im Zusammenhang mit der Philosophischen H. spricht man von «Allgemeiner H.». Die Allgemeinheit der Philosophischen H. wird wegen der grundlegenden Rolle des Verstehens in der menschlichen Existenz beansprucht.

## 2. Zur Geschichte der Hermeneutik

Das Wort «H.» ist ein neuzeitliches Kunstwort, das sich vom altgriech. Wort *hermeneuein* (übersetzen, kundgeben) herleitet. Es wurde zuerst als «hermeneutica» in der ersten Hälfte des 17. Jh. verwendet, vor allem von dem Straßburger Theologen und Philosophen J.C. Dannhauer (1603-1666).<sup>2</sup> Dabei ging es um eine Erkenntnisart, die das aristotelische «Organon» ergänzen sollte.

# Enzyklopädie Philosophie

Unter Mitwirkung von  
Detlev Pätzold, Arnim Regenbogen  
und Pirmin Stekeler-Weithofer

herausgegeben von  
HANS JÖRG SANDKÜHLER

Band 1 · A – N

FELIX MEINER VERLAG  
HAMBURG

1993

*vergriffen 1993*



*Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter*

Silja Freudenberger, Barbara Freund, Sebastian Brose,  
Claus Rosenkranz, Harald Schmidt (alle Bremen),  
Andrea Busch (Leipzig)

*Übersetzerinnen und Übersetzer*

*Englisch*

Silja Freudenberger

*Französisch*

Daniel Dubischar, Hans Jörg Sandkühler,  
Kathrin Sandkühler

*Italienisch*

Axel Bühler, Wilhelm Büttemeyer,  
Sara Dellantonio, Marcus Rossberg,  
Hans Jörg Sandkühler

*Niederländisch*

Detlev Pätzold

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

*Enzyklopädie Philosophie* / unter Mitw. von Detlev Pätzold ... hrsg.  
von Hans Jörg Sandkühler – Hamburg : Meiner  
ISBN 3-7873-1452-0  
Bd. 1. A – N. - 1999  
Bd. 2. O – Z. - 1999

© Felix Meiner Verlag, Hamburg 1999. Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Film, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestatten. Druck und Bindung: Druckhaus „Thomas Müntzer“, Bad Langensalza. Werkdruckpapier: alterungsbeständig nach ANSI-Norm, resp. DIN-ISO 9706, hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in Germany.

**INHALT**

<b>BAND 1</b>	
Vorbemerkung .....	VII
Zur Einleitung in die <i>Enzyklopädie Philosophie</i> .....	IX
Zur Benutzung der Enzyklopädie .....	XV
Verzeichnis der Siglen, Abkürzungen und logischen Symbole .....	XVII
Artikel A–N .....	3
<b>BAND 2</b>	
Artikel O–Z .....	975
Stichwortverzeichnis .....	1835
Verzeichnis der Autorinnen und Autoren .....	1843
Personenregister .....	1847
Sachregister .....	1861